

Kinderseelen in der Warteschleife

Ängste, Depressionen, ADHS: Psychische Krankheiten nehmen bei Kindern und Jugendlichen zu, Therapieplätze sind Mangelware, kritisiert die Kinderliga.



Für psychisch kranke Kinder und Jugendliche gibt es in Österreich zu wenige Ärzte und Therapeuten. Foto: Colourbox

Fast ein Viertel der Zehn- bis 18-Jährigen in Österreich ist psychisch krank. Das ist das Ergebnis einer Studie der Medizin-Uni Wien. Mädchen und Burschen zeigen dabei unterschiedliche Störungsbilder. Während die Buben häufiger an ADHS (Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung) und Verhaltensstörungen leiden, stehen bei den Mädchen Angst- und Essstörungen im Vordergrund.

Ein weiteres Ergebnis der Studie, für die rund 3500 Jugendliche in ganz Österreich befragt wurden: Nicht einmal die Hälfte der erkrankten Kinder und Jugendlichen wurde mit ihren psychischen Problemen bei einem spezialisierten Facharzt vorgestellt. Am ehesten war das bei ADHS der Fall, am seltensten bei Essstörungen, Verhaltensstörungen und selbstverlethendem Verhalten (Ritzen).

„Seit Jahren ist bekannt, dass es in Österreich an niedergelassenen Kinderpsychiatern mit Kassenvertrag mangelt. Gebraucht würden 100, tatsächlich gibt es 25“,

kritisiert die Österreichische Liga für Kinder- und Jugendgesundheit. Doch nicht nur der Mangel an kassenfinanzierten Therapieplätzen und Fachärzten wird bemängelt. „Es werden nach wie vor viele Symptome bei Kindern nicht erkannt, bagatellisiert oder verheimlicht. Das überfordert nicht nur die jungen Menschen, sondern auch deren Familien, deren Freunde, deren Lehrer“, sagt Hedwig Wöfl, Psychologin und Vizepräsidentin der Kinderliga. „Psychische Erkrankungen müssen endlich enttabuisiert werden. Auch sollte es verständliche Informationen zu den Behandlungsmöglichkeiten geben“, fordert die Expertin.

Zu wenig Fachärzte

Laut dem Präsidenten der Kinderliga, Christoph Hackspiel, würden Kinder und Jugendliche keine Stimme haben, die ihre Anliegen und Bedürfnisse öffentlich vertritt. „In Österreich leben rund 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche. Das sind 20 Prozent der Bevölke-

rung. Nur sechs Prozent der Gesundheitsausgaben kommen dieser Altersgruppe zugute.“

Viel Stress macht Kinder krank

43 Prozent der Schüler leiden oft oder sehr oft unter Stress – und das wirkt sich offenbar auf die Gesundheit aus. Rund ein Drittel der betroffenen Buben und Mädchen klagt demnach mindestens einmal in der Woche über Kopfschmerzen, Rückenschmerzen oder Schlafprobleme. Der Stress nehme mit den Schuljahren zu, heißt es im „Präventionsradar 2017“ der deutschen Krankenkasse DAK-Gesundheit. Mädchen fühlen sich laut der Studie häufiger gestresst als Buben. Jede zweite Schülerin habe sehr oft oder oft Stress. Bei den Schülern seien es 37 Prozent. Wichtig sei, psychische Erkrankungen möglichst früh zu erkennen und auch zu behandeln. Eine rechtzeitige psychiatrische Versorgung könnte viel Leid ersparen.

i Leitartikel zum Thema, Seite 6.

Vor 40 Jahren war die Jugend noch viel schlanker

Studie zeigt, dass Übergewicht bei Kindern und Jugendlichen weltweit zunimmt – auch hierzulande

Österreich liegt beim Übergewicht bei Kindern und Jugendlichen im mitteleuropäischen Trend, auch hierzulande zeige sich eine stetige Steigerung des Gewichts bei Kindern zwischen fünf und 19 Jahren, sagt Hanno Ulmer. Der Biostatistiker an der Medizin Uni Innsbruck hat bei einer großangelegten Untersuchung mitgearbeitet, die weltweit die Entwicklung von Über- und Untergewicht bei Kindern und Jugendlichen in den vergangenen 40 Jahren erhob.

Demnach hat sich der Anteil adipöser (also stark übergewichtiger) Buben, hierzulande mehr als verdreifacht von 2,8 Prozent im Jahr 1975 auf 11,3 Prozent im Jahr 2016. Im selben Zeitraum stieg der Anteil stark übergewichtiger Mädchen von 1,6 auf 6,1 Prozent.

Mädchen jedoch viel besser da. Dramatisch schlechter ist die Situation in den USA mit 23,3 Prozent stark übergewichtigen Buben und 19,5 Prozent übergewichtigen Mädchen. Weltweit waren 2016 rund 124 Millionen Kinder und Jugendliche als stark übergewichtig eingestuft.

Untergewicht ist der Studie zufolge vor allem in südasiatischen Ländern wie Indien oder einigen afrikanischen Staaten ein Problem. In Österreich sind lediglich 2,2 Prozent der Buben und 1,7 Prozent der Mädchen davon betroffen.

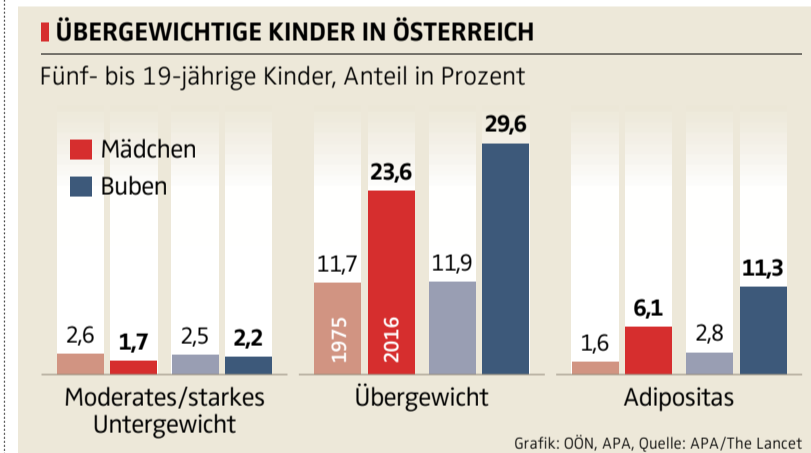
Die Analyse mit Daten aus 200 Ländern und knapp 130 Millionen Teilnehmern ist die größte, je durchgeführte epidemiologische Untersuchung.



Vor allem bei den Buben stieg die Zahl der Übergewichtigen an. (colourbox)

Österreich liegt „im Trend“

Österreich liegt dem Experten zufolge damit unter den vergleichbaren Ländern bei den Buben im Mittelfeld und bei den Mädchen im vorderen Drittel. Die Situation in Deutschland sei beispielsweise im Jahr 2016 mit 11,2 Prozent stark übergewichtiger Buben und 6,9 Prozent der Mädchen beinahe ident. Die Schweiz stehe mit sieben Prozent adipöser Buben und 4,6 Prozent deutlich übergewichtigen



Vier von zehn Österreicher sind schmerzgeplagt

Eine Erhebung über Schmerzen in der Bevölkerung – die größte ihrer Art, die derzeit vorliegt – zeigt, dass 39 Prozent aller Österreicher im Zeitraum von einem Jahr mindestens einmal unter starken Schmerzen leiden – Frauen häufiger als Männer. Das berichtet Studienautorin Julia Hahne, vom Orthopädischen Spital Speising in Wien. Ebenso gehen demnach ein geringerer Bildungsgrad sowie Arbeitslosigkeit mit höheren Schmerz-Raten einher.

Am häufigsten von Schmerzen betroffen ist dabei der untere Rückenbereich. An zweiter Stelle rangieren die großen Gelenke, dann folgt der Nacken – und schließlich der Kopf.



Am häufigsten tut das „Kreuz“ weh. (colourbox)

Eheglück hält auch das Herz gesund

Männer, deren Partnerschaften mit den Jahren harmonischer wurden, wiesen später auch viel bessere Cholesterin- und Blutdruckwerte auf

Paartherapie könnte stärkere Auswirkungen auf die Gesundheit haben als bisher angenommen – das legt zumindest eine britische Langzeitstudie nahe, die im „Journal of Epidemiology & Community Health“ veröffentlicht wurde. Daraus geht hervor, dass verheiratete Männer, deren Ehen im Lauf der Zeit immer besser wurden, auch ein gesünderes Herz hatten. Wer in einer Partnerschaft von gleichbleibender Qualität lebte, hatte demnach keine großen Effekte zu erwarten.

Bessere Ehe, bessere Blutwerte

Die Forscher hatten mehr als 600 britische Männer darum gebeten, die Qualität ihrer Ehe im Abstand von sechs Jahren zu bewerten.

Die Studienteilnehmer konnten ihre Partnerschaft als „gleichbleibend gut“, „gleichbleibend schlecht“, „sich verbessernd“ oder „sich verschlechternd“ einstufen. Zusätzlich wurden der Blutdruck, der Ruhe-

puls, das Gewicht, die Cholesterin- und die Blutzuckerwerte der Probanden erhoben. Alle genannten Aspekte stellen Risikofaktoren für Herzerkrankungen dar.

Zwölf Jahre später wurden die Untersuchungen wiederholt. Die Ergebnisse der Studie zeigen nun: Männer, die angegeben hatten, dass es in ihrer Ehe aufwärtsgehe, hatten später deutlich bessere



Wer seine Beziehung pflegt, schützt auch seine Gesundheit. Foto: colourbox

Cholesterinwerte und brachten ein gesünderes Körpergewicht auf die Waage. Im Gegensatz dazu wurden bei Ehemännern, die den Eindruck hatten, dass sich ihre Ehe tendenziell verschlechterte, auch erhöhte Gesundheitsrisiken gefunden.

Wenig Veränderung wurde bei Studienteilnehmern festgestellt, die ihre Partnerschaft als „gleichbleibend gut“ oder „gleichbleibend schlecht“ beschrieben.

Den Forschern zufolge könnte der Grund dafür sein, dass sich die betroffenen Probanden schlicht an ihre Lebenssituation gewöhnt haben. Die Studie sei dennoch mit Vorsicht zu genießen, erklärten die Forscher: Es handle sich dabei lediglich um eine Beobachtungsstudie. Daher gebe es keine Garantie dafür, dass eine bessere Ehe auch zu einem besseren Gesundheitszustand führt.

Vorherige Studien hatten allerdings bereits ergeben, dass verheiratete Männer im Schnitt seltener Herzinfarkte oder Schlaganfälle erleiden als Junggesellen.

Überblick

Nur wenige Österreicher sind „harte“ Impfgegner

In Österreich werden von Experten regelmäßig niedrige Durchimpfungsraten kritisiert. Das reicht von den „Kinderimpfungen“ bis zur Pneumokokken-Impfung für Senioren. Doch nur wenige Österreicher sind „harte“ Impfgegner. „Viele haben lediglich gewisse Bedenken. Das ließe sich durch mehr Aufklärung ändern“, sagte Michael Kundi bei den „Impfgesprächen 2017“ in Wien.

Im Norden gibt es EU-weit die meisten Psychiater

Finnland und Schweden haben die meisten Psychiater pro Einwohner in der EU. Auf eine Million Menschen kommen in Finnland 236 Psychiater, in Schweden 232. Dahinter folgen die Niederlande (230), Frankreich (228), Litauen und Luxemburg (je 225), Deutschland (223) und Griechenland (219). Österreich liegt mit 170 „Seelenklempnern“ pro Million Einwohner im Mittelfeld. Am unteren Ende der Skala stehen Bulgarien (76), Polen (90) und Malta (95).